

Russlands Streitkräfte im Umbruch

Augenschein beim Heer, bei der Luftwaffe und der Marine

Von Peter Forster*

Die russischen Streitkräfte leiden seit Jahren unter grossen Finanzproblemen. Beim Heer, bei der Luftwaffe und der Marine mangelt es an Einsatzbereitschaft, modernem Kriegsgerät und ausreichender Infrastruktur. Eine Delegation der Schweizer Offiziersgesellschaft erhielt die Möglichkeit, sich vor Ort über die Zustände ins Bild zu setzen.

Im Mai ist zum ersten Mal eine Delegation der Schweizer Offiziersgesellschaft zu Gast bei den Streitkräften der Russischen Föderation gewesen. Die Einladung erfolgte nach einer Vereinbarung, welche die beiden damaligen Verteidigungsminister, Igor Sergejew und Adolf Ogi, im letzten Jahr abgeschlossen hatten. Das militärische Programm umfasste im Gebiet von Moskau Besuche bei der Militärakademie, dem Heer und der Luftwaffe. In St. Petersburg galt die Aufmerksamkeit der Kriegsmarine und der Gedenkstätte für die Opfer der Belagerung von Leningrad (1941–1944). Für ältere Delegationsmitglieder war allein schon die Tatsache ein Ereignis, dass die russischen Streitkräfte eine Schweizer Abordnung empfingen.

Nur noch 25 Stunden Flugtraining

In Gesprächen am Rand des offiziellen Programms wurde von russischer Seite mehrmals der Not Ausdruck verliehen, in der sich die Streitkräfte seit Jahren befinden. In der Juri-Gagarin-Akademie der Luftwaffe östlich von Moskau berichtete Generalleutnant Iwan Naidjonow, der stellvertretende Kommandant, unverblümt vom finanziellen Engpass, in dem sich die vormals so gefürchtete Luftwaffe befindet. Um die leistungsstarken MiG-29, Suchoi-27 und -35 voll auslasten zu können, seien 250 bis 300 Flugstunden im Jahr pro Kampfpilot notwendig. Jetzt seien es für die Privilegierten noch 25 bis 30, und nicht einmal alle Piloten erreichten diese Stundenzahl. Der Grund liege darin, dass die Luftwaffe den teuren Treibstoff für die Trainingsflüge nicht mehr bezahlen könne. Dafür bot in Moskau ein cleverer Reiseunternehmer (und ehemaliger Oberst der Panzertruppe) Flüge für Ausländer an. Eine halbe Stunde in einer MiG-25 sei für 7700 Dollar zu haben, 30 Minuten mit der MiG-29 für 6000 Dollar (da das neuere Modell weniger Flugbenzin verbrenne). Offeriert wurde auch eine Fahrt mit dem T-80-Kampfpanzer für 800 Dollar die Stunde – das Scharfschiessen inklusive.

Naidjanow sprach von einer «schweren Krise» und der «schwierigen Zukunft» der Luftwaffe. Die Zahl der Flugschüler wie auch der aktiven Piloten sei rückläufig. Die Ausbildung der Flugzeugführer dauere noch zwei Jahre und umfasse zahlreiche Trainingsstunden im Simulator. Mitte der neunziger Jahre hätten viele Piloten den Dienst quittiert, weil sie vom Sold nicht mehr leben konnten. Jetzt sei es etwas besser: Ein Major erhalte umgerechnet rund 300 Dollar im Monat, womit seine Familie bescheiden leben könne. Die Jahre von 1985 bis 2000 seien für die Luftwaffe aber verlorene gewesen; jetzt setze sie Hoffnung auf Präsident Putin, der ihr mehr Mittel zugesprochen habe. Die zusätzlichen Finanzen müssten in die Pilotenausbildung und neue Flugzeuge investiert werden.

Ein differenziertes Bild entwarf in St. Petersburg der Vizeadmiral Nikita Sakurin, der stellvertretende Chef der Kusnetsow-Marine-Akademie. Er gestand ein, dass die russische Flotte weitgehend auf den Einsatz als Küstenmarine zurückgeworfen worden sei. Ihr wichtigster Auftrag laute, am Pazifik, im Nordmeer, an der Ostsee und im Schwarzen Meer die weitläufigen Küsten des Landes zu schützen. Auch Sakurin übte Kritik an der politischen Führung zu Zeiten Gorbatschews und Jelzins.

Informationen zur «Kursk»

Zur «Kursk»-Katastrophe führte der Vizeadmiral aus, der Untergang des U-Bootes und der Tod der 118 Besatzungsmitglieder habe die Kriegsflotte operationell und menschlich schwer getroffen. Im September werde die Marineführung wissen, weshalb das U-Boot explodiert und gesunken sei. Dann müsse die Öffentlichkeit umfassend über die Havarie informiert werden. Die wahrscheinlichste Unglücksursache sei nach dem jetzigen Wissensstand die Explosion eines neuen Torpedotreibstoffes. Wie Naidjanow unterstrich auch Sakurin, dass die jetzige Kremlführung wieder

mehr in die konventionellen Streitkräfte investieren. Das werde von der Marine sehr geschätzt, sagte er.

In der Führungsakademie, aber auch im zivilen Center for Political and International Studies (CPIS) wurde indessen deutlich, dass der Streit über die richtige Doktrin zwischen den Anhängern der nuklearen Hochrüstung und den Befürwortern der konventionellen Aufrüstung noch nicht entschieden ist. In der Akademie, die bis vor kurzem den Namen des Militärtheoretikers Michail Frunse getragen hatte, erläuterte der Stellvertreter des Kommandanten, Generalleutnant Viktor Poljakow, die Schwerpunkte des Lehrgangs. Im Zentrum der zweijährigen Führungsschulung für Regiments- und Brigadekommandanten stehe nicht mehr der Angriff, sondern die Verteidigung, sagte er. Intensiv werde jetzt auch die Guerilla-Kriegsführung unterrichtet. Die Akademie versuche, die Lehren aus dem Afghanistan- und dem Tschetschenienkrieg zu ziehen und die Einsatzformen anzupassen.

Drei Denkschulen im Wettstreit

Im CPIS legte der dort forschende Professor Juri Fedorow die drei Denkschulen dar, die gegenwärtig miteinander im Streit liegen. Der ersten gab er den Titel «Atomlobby». Sie werde von Igor Sergejew angeführt. Dieser hatte eine Laufbahn bei den Nuklearraketenverbänden absolviert, bevor er unter Präsident Jelzin Verteidigungsminister wurde. Die Befürworter der atomaren Hochrüstung sähen in einer starken nuklearen Abschreckung die einzige Antwort auf die militärischen Anstrengungen der Vereinigten Staaten und der Nato, erläuterte Fedorow. Das Ziel sei die strategische Parität mit den USA. Daher müssten nach dieser Denkschule die neuen Topol-M-Raketen forciert werden. Für regionale Kriege genügten mobile Eingreiftruppen. Aber auch solche Verbände müssten über Nuklearwaffen von kleinerer Reichweite verfügen und diese notfalls auch in lokalen Konflikten einsetzen können.

Die zweite Denkschule wird laut Fedorow von Anatoli Kwaschnin, dem amtierenden Generalstabschef, angeführt. Der Afghanistan- und Tschetschenien-Veteran verkörpere die Gruppe der «kämpfenden Generäle». Kwaschnin betrachte einen Krieg mit den USA und der Nato eher als eine hypothetische Bedrohung. Allerdings halte er eine Konfrontation dann für möglich, wenn die baltischen Staaten zum Nato-Beitritt eingeladen würden; gefährlich sei auch die Möglichkeit, dass die Vereinigten Staaten in lokale Konflikte im

Interessenbereich Russlands eingreifen. Gesamthaft wolle diese Denkschule aber nur eine reduzierte Fähigkeit nuklearer Abschreckung aufrechterhalten und die knappen Mittel für die herkömmliche Rüstung einsetzen. Russland müsse stark genug sein, auch in grösseren konventionellen Konflikten bestehen zu können.

Als dritte – und schwächste – Denkschule erwähnte Fedorow eine Gruppierung jüngerer Offiziere, welche die Hauptbedrohung nicht im Westen, sondern in lokalen Krisenherden und in «der chinesischen Gefahr» sehen. Russland muss demnach über ein ausreichendes Nuklearpotenzial verfügen, um China abzuschrecken. Daneben sei eine mobile Eingreifreserve zu stärken, die lokale und regionale Konflikte gewinnen könne. Nach Meinung dieser Offiziere soll Russland aber nur dort eingreifen, wo seine Interessen und sein Territorium direkt gefährdet sind.

Symptome der Krise

Die russischen Streitkräfte zeigen laut Fedorow verschiedene Krisensymptome, wie etwa schlechte Moral und Disziplin der Truppe, ungenügende Kampfbereitschaft der Verbände, Finanznot der konventionellen Streitkräfte und Verwahrlosung des Geräts. Die frühere sowjetische Militärmaschinerie passe sich in ihrer überkommenen Schwerfälligkeit den neuen strategischen Gegebenheiten nur mühsam an. Die Streitkräfte umfassten jetzt noch rund 1 200 000 Soldaten. Doch könne auch dieser reduzierte Bestand nicht gehalten werden; ein Abbau in den Bereich von 900 000 sei unvermeidbar und beschlossene Sache, sagte er.

Alexander Nikitin, der Direktor von CPIS, stellte die seines Erachtens noch immer überragende Bedeutung der Atomrüstung dar. In der multipolaren Welt seien die USA politisch, wirtschaftlich, im nuklearen und im konventionellen Rüstungsbereich die führende Macht. Die alte Sowjetunion habe lange wenigstens in den zwei militärischen Sektoren mithalten können. Russland dagegen habe in der herkömmlichen Rüstung fast abgedankt. Das einzige Mittel, das bleibe, sei die atomare Abschreckung. «Wir müssen die nukleare Kapazität bewahren, sie ist das letzte Plus, das wir noch haben», zeigte er sich überzeugt.

Ein potemkinsches Dorf?

Von diesen eher düsteren Schilderungen hob sich markant das Bild ab, das die 27. Infanteriebrigade 24 Kilometer vom Kreml entfernt in

ihren modernen Anlagen bot. Oberst Buwalzew führte T-80-Kampf-, BMP-2-Schützenpanzer, BTR-80-Mannschaftstransportwagen, 122-Millimeter-Panzerhaubitzen und Strela-10-Flab-Raketen vor – alles in bestem Zustand und von einer tadellos auftretenden Truppe bedient. Die Schlafsäle in der grosszügig angelegten Kaserne wirkten so neu und sauber, dass sich die Besucher fragten, ob die Unterkunft je benutzt wurde. Der drahtige Kommandant konnte ein Schmunzeln nicht verbergen, als er die 120 Betten, Helme und Kampfanzüge zeigte, die keinerlei Spuren von Abnüt-

zung aufwiesen.

Nominell umfasst die 27. Brigade, einer der Stadtverbände für Moskau, ein Panzer- und vier motorisierte Schützenbataillone, je eine kleine Artillerie- und Fliegerabwehrabteilung sowie eine Stabskompanie. In der Ordre de bataille würde die Brigade 4000 Mann zählen. Gegenwärtig besteht sie noch aus 2500. Buwalzew legte indessen Wert auf die Feststellung, trotz dem Unterbestand sei die Einsatzbereitschaft jederzeit gewährleistet.

* Der Autor ist freier Publizist.